

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Willem de Rooij – Intolerance

gehalten von

Hortensia Völckers

Vorstand / Künstlerische Direktorin

Kulturstiftung des Bundes

am 14.09.2010 in der Neuen Nationalgalerie in Berlin

Es gilt das gesprochene Wort.

Ich freue mich, Sie im Namen der Kulturstiftung des Bundes begrüßen zu dürfen. Wir sind sehr froh, diese wunderbare Arbeit von Willem de Rooij fördern zu können. Sie nutzt die Ausstellungshalle der Neuen Nationalgalerie auf spektakuläre Weise, um dort Kunstwerke der Gemäldegalerie mit Exponaten aus dem Ethnologischen Museum zusammen zu bringen. Und damit habe ich nur drei der Berliner Museen genannt, die das Zustandekommen dieser Installation ermöglicht haben. Es gibt daneben etwa zwanzig weitere Sammlungen in den Niederlanden, in Frankreich, Dänemark, Belgien, Großbritannien, Ungarn, die erfreulicherweise an diesem Projekt mitgewirkt haben. Ihnen allen möchte ich gleich zu Beginn sehr herzlich für Ihre Unterstützung dieses Projektes danken.

In der Geschichte der Fabel spielen unter allen Tieren, die menschliche Eigenschaften verkörpern sollen, Vögel eine besondere Rolle. Etwa in der Fabel „Die Krähe und andere Vögel“, die so beginnt:

„Eine Krähe wollte schöner sein, als sie wirklich war, und zierte sich mit allerlei bunten Federn von anderen Vögeln.

Hauptsächlich Pfauen.

Allein, um die Eitelkeit der Krähe zu bestrafen, fielen die anderen Vögel über sie her und entrissen ihr nicht nur die geraubten Federn, sondern auch einen Teil ihrer eigenen.“

Diese Fabel ist zweieinhalb tausend Jahre alt. Sie stammt von dem griechischen Dichter Äsop und ist in der Wendung, „sich mit fremden Federn schmücken“ im deutschen Sprachschatz bis heute lebendig geblieben.

Sie werden dieser Fabel heute Abend wiederbegegnen. Auf dem ein Meter sechsundsiebzig mal ein Meter neunundachtzig großen Gemälde mit dem Titel „Der Rabe, der Federn beraubt, die er trug, um sich zu schmücken“. Melchior de Hondecoeter hat es im Jahr 1671 gemalt. Es ist eines von achtzehn Gemälden aus den Niederlanden des 17. Jahrhunderts, die der Künstler Willem de Rooij zusammengeführt hat. Sie stammen aus einer Zeit, in der der Kunstmarkt in den Niederlanden boomte. Die Städte waren reich geworden durch kolonialistische Eroberungen und einen aufstrebenden globalen Handel. Zuhause wuchs die Nachfrage nach Porträts, Stillleben und Seestücken, mit denen Feudalherren und Bürgerliche ihr Statusbewusstsein befriedigten und mit denen sie sich – um im Bild zu bleiben – schmückten wie „Krähen mit bunten Federn“.

In diesem Markt galt Melchior de Hondecoeter als eine Art Großmeister des Gefiederten. Im Trend-Genre der Tierstücke hatte er den Typus des Vogelbildes weiterentwickelt: anspielungsreiche und raffinierte Tableaus mit Hühnern, Truthähnen, Enten und zunehmend exotischen Vögeln wie dem Pfau und dem Pelikan. Pelikan-Bilder wurden zu einem Markenzeichen, mit dem die Werkstatt de Hondecoeters regelrecht in Serie ging. Nicht umsonst finden Sie das Motiv daher auch auf der Einladungskarte zu dieser Ausstellung. Und Sie werden sehen: Der Pelikan kehrt allein hier in vier Gemälden wieder.

Und noch etwas kehrt wieder: Die Feder. Schwebend in der Luft oder über den Boden streifend, ausgefallen oder auch ausgerissen. Das gilt zum Beispiel für solche Gewalt-Orgien wie das Gemälde „Kampf zwischen Hahn und Truthahn“ aus dem Jahr 1668, das Sie im vorderen Ausstellungsteil sehen werden. In dem martialischen Gehacke, das de Hondecoeter hier wie in einem snap-shot vorführt, lassen die Vögel mächtig Federn.

Aber nicht nur hier – selbst in den Pelikan-Arrangements mit all ihrer Harmonie und paradiesischen Fülle treibt auf der Wasseroberfläche am vorderen Bildrand oft eine einzelne Feder umher – als subtiles Zeichen der Abtrennung und Entleibung, als ein Vanitas-Symbol inmitten der Präsenz und tierischen Pracht, die sich sonst im Bildraum entfalten. Im Subtext dieser Bilder klingt stets die didaktische Haltung der Fabel an. „Alles wird beherrscht von der Neigung, zu moralisieren.“ Auf diesen Generalnenner brachte der Kunsthistoriker Eddy de Jongh die gesamte niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts.

Gewalt. Sterblichkeit. Kürze des Lebens – es liegt demnach bei aller Schönheit nahe, auch die Feder als ein Emblem des Todes zu sehen, so wie zahlreiche der hier versammelten Gemälde als Variationen über Vergänglichkeit erscheinen mögen.

Lassen Sie mich damit zu den Kunstwerken aus den Ethnologischen Sammlungen kommen – die großartigen hawai'anischen Federmäntel und Federköpfe.

Auf dem Wege der dritten Weltumseglung von James Cook im späten 18. Jahrhundert sind sie nach Europa gelangt. Und aus dieser Sammlung von James Cook ist ein Pracht-Exemplar aus dem Ethnologischen Museum in Dahlem in die Neue Nationalgalerie überbracht worden.

Hawai'anische Federarbeiten zählen zu den spektakulärsten Kunsttraditionen der Welt. Spektakulär schön sind sie, zugleich überaus selten und außerordentlich fragil. Das ist ein Grund, weswegen die 50 Lux, die in dieser Halle herrschen, der maximale Helligkeitswert sind, den diese Kunstwerke tolerieren sollen.

In der sehr empfehlenswerten Begleitpublikation zu dieser Ausstellung, die den Stand der Forschung zu Melchior de Hondecoeter und zu den hawai'anischen Federobjekten darstellt,

schreibt Willem de Rooij einen Aufsatz zu den kulturhistorischen Hintergründen der Federarbeiten. Es sind Götterbilder, Heiligtümer, die nur in rituellem Zusammenhängen verwendet wurden. Und es sind extrem kostbare Artefakte, zu deren Herstellung über mehrere polynesischen Inselgruppen hinweg zahlreiche Arbeitskräfte und sehr verschiedene Kompetenzen koordiniert werden mussten. Unter anderem für die Produktion von Federn – ich zitiere Willem de Rooij: „Für die Herstellung von Flächen in erheblicher Größe mussten tausende Vögel gefangen und getötet werden – für die größten Umfänge waren etwa eine halbe Million Federn erforderlich.“

Die rote Feder stammt von einem Vogel namens I‘wi. Die gelbe von einem Vogel namens O‘o – ein Vogel, der komplett schwarz war, bis auf nur drei gelbe Einzelfedern, die er an jedem Flügel getragen hat, und die ihm für die Herstellung der Federobjekte systematisch ausgerissen wurden. Oder für die er getötet wurde. Und zwar in immer größerer Zahl, so dass der O‘o um 1900 ausgerottet worden war, weil – ich zitiere Willem de Rooij – „viele westliche Sammler und Jäger Exemplare nach Hause mitbringen wollten und Waffen einführten, mit denen die Vogeljagd effektiver vonstatten ging.“

Der O‘o auf Hawaii, der Pelikan in den Bildern von de Hondcoeter, Federn, die gemalt oder ausgerissen werden, weil sie als Heiligtümer oder Statussymbole nachgefragt werden – Willem de Rooij eröffnet in dieser Ausstellung einen Resonanzraum, in dem sich Fragen nach Herrschafts- und Gewaltverhältnissen, nach globalem Handel, nach der Repräsentation von Macht und Schönheit einerseits assoziativ verbinden und andererseits nebeneinander bestehen.

Wir nehmen beides wahr: Einerseits den historischen Kontext und die frappierende Schönheit, mit der jeder Federkopf, jeder Mantel und jedes Gemälde ihre Einzigartigkeit behaupten. Und andererseits die fremde Nähe, in der die Artefakte aus verschiedenen Jahrhunderten und verschiedenen Kulturen in dieser Ausstellung nebeneinander stehen.

Dieser innere Antagonismus ist Programm: Dass die Konstellation, die Willem de Rooij uns zeigt, die Fremdheit der beiden Objektgruppen gerade nicht auflöst, dass es keine symbiotische Eintracht des Verschiedenen gibt – darauf verweist der Titel, den Willem de Rooij dieser Ausstellung gibt: Intolerance.

Der Titel ist – wir wissen es - ein Zitat aus der Filmgeschichte, mit der Willem de Rooij bestens vertraut ist. „Intolerance“ heißt der Monumentalfilm von David Wark Griffith aus dem Jahr 1916, der mit diesem Werk eine universale Thematik in vier Episoden der Menschheitsgeschichte ausbuchstabieren wollte – und der in diesem narrativen Nebeneinander das Prinzip der Parallelmontage erfand. Das Epos zeigt eine Montage verschiedener Fabeln: Babylon, Bartholomäus-Nacht, Christus, ein amerikanischer Slum. Und präsentiert darin verschiedene Variationen der Intoleranz: Raub, Hohn, Verfolgung, Mord.

Peter Weiss nannte den Film „Intolerance“ einmal eine „gigantische (moralische) Weltgeschichte“, die sich im schneller werdenden Montage-Tempo am Ende des Films in einer „flammenden Halluzination“ auflöst.

Und hier!? In dieser Installation von Willem de Rooij scheint es, als wäre diese Flamme eingefroren – nicht erstickt! – im widerstrebenden Miteinander, das die Dinge dieser Ausstellung behaupten. Sie verbinden sich paradoxerweise im Miteinander der Intoleranz. Sind verbunden in dem, was trennt: der Erfahrung von Gewalt und Ausbeutung, dem „Entreißen“, dem „Rauben“ und dem Nicht-Verstehen durch Dekontextualisierung und Exotisierung.

Und wenn Sie die Geschichte globaler Handelsbeziehungen fortschreiben möchten, die den Gemälden de Hondecoeters innewohnt und die zugleich die Verfrachtung der Federobjekte aus Hawaii begründet hat, dann können Sie diese Installation auch als einen Kommentar auf das Verhältnis Europas zu den ehemaligen Kolonialgebieten verstehen. Und möglicherweise auch als Frage nach der Moral von einer Geschichte, in der Federn der Südsee zu Trophäen einer europäischen Expansion geworden sind. Es ist nur so: Im Unterschied zur Fabel gibt Ihnen diese Installation keine eindeutige moralische Lesart vor.

Hier ist nicht im Vorhinein schon „alles an seinem Platz“. Übrigens nicht einmal die etablierten Verfahren musealer Wissensproduktion, so dass Sie den Gemälden und Exponaten ohne deren übliches informatorisches Beiwerk von Hinweistafeln und Plaketten begegnen müssen. Willem de Rooij lässt sie mit ihren Fragen, sagen wir einmal, „im Halbdunkeln“ – bei 50 Lux – alleine.

Willem de Rooij hat von seinen Installationen einmal gesagt, sie seien „eine Mischung aus Ausstellungsfläche und Kino“. Um sich in einem solchen Raum zurecht zu finden, brauchen Sie Zeit. Viel Zeit. Der Film „Intolerance“ dauerte schon im Jahr 1916 mehr als dreieinhalb Stunden.

Wir sind seit einhundert Jahren dabei, die Geschichte der Intoleranz fortzuschreiben. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen einen schönen Abend.